



Die Kunst der Ruhe und die Ruhe in der Kunst

Wer sein **Glück im Tun** findet, lässt die Unruhe hinter sich

WOLFGANG SCHMIDBAUER

Künstler wenden viel Zeit und Mühe an ein Objekt und kommen zur Ruhe, wenn es fertig ist und nun erst einmal darauf wartet, zur Kenntnis genommen zu werden. Es hat Michelangelo viele Stunden gekostet, die Belebung Adams durch den Schöpfer auf den Kalkputz der Sixtinischen Kapelle in Rom zu malen. Wir sehen das majestätische Geschehen – und wenden uns nach einer Zeit ab, die dem Künstler kaum gereicht hätte, um eine einzige Gewandfalte zu malen.

Die Szene in der Sixtina zeigt die Belebung der Materie durch den Geist (Abb. 1). Eine Betrachterin ist von dem schlummernden Mann und dem majestätischen Gottvater so begeistert, dass sie sich eine Reproduktion in ihr Schlafzimmer hängt. Sie antwortet, nach dem Grund befragt: Das Bild ist schön, es beruhigt mich, ich betrachte es gerne, es bringt mich auf gute Gedanken. Im Kunstwerk begegnet uns ein lebendiger Mensch durch ein totes Ding. Es stellt mit dem Betrachter das Gleiche an, wie der Schöpfer mit dem aus Lehm geformten Körper Adams. Wir identifizieren uns mit den dargestellten Figuren und mit dem Künstler: wie fühlt sich Adam, wie spürt er den Lebensfunken? Was hat Michelangelo bewogen, die Szene gerade so und nicht anders zu malen? Wie passt seine neuplatonische Überzeugung, der Körper halte die Seele in dumpfer Materie gefangen, zu der Schönheit des ersten Menschen Adam? Zwischen der Scheu vor Langeweile und dem Wunsch nach Ruhe entfaltet sich unser bewusstes Leben. Keine Ruhe zu finden und nicht schlafen zu können, ist ein Zustand, der viele Menschen heute zum Arzt führt. Wenn sie ihre Unruhe verstehen und nicht mit Medikamenten betäuben wollen, stellen sie sich wohl die Frage, wie die

Unruhe in die menschliche Welt gekommen ist. Ich bin überzeugt, dass sie mit einer immensen Neuerung zusammenhängt: Mit der Erfindung des persönlichen Eigentums und – eng damit verbunden – mit der Schrift und der Fähigkeit zur Erinnerung. In seinen *Unzeitgemäßen Betrachtungen* schreibt der Philosoph Friedrich Nietzsche: „Betrachte die Herde, die an dir vorüberweidet: sie weiß nicht, was Gestern, was Heute ist, springt umher, frisst, ruht, verdaut, springt wieder, und so vom Morgen bis zur Nacht und von Tage zu Tage, kurz angebunden mit ihrer Lust und Unlust, nämlich an den Pflock des Augenblicks, und deshalb weder schwermütig noch überdrüssig. Dies zu sehen, geht dem Menschen hart ein, weil er seines Menschentums sich vor dem Tiere brüstet und doch nach seinem Glücke eifersüchtig hinblickt – denn das will er allein, gleich dem Tiere weder überdrüssig noch unter Schmerzen leben, und will es doch vergebens, weil er es nicht will wie das Tier.“



Der Mensch fragt wohl einmal das Tier: warum redest du mir nicht von deinem Glücke und siehst mich nur an? Das Tier will auch antworten und sagen: das kommt daher, dass ich immer gleich vergesse, was ich sagen wollte – da vergaß es aber auch schon diese Antwort und schwieg: so dass der Mensch sich darob verwunderte.“

Wohl 98 Prozent der Zeit, die Homo sapiens auf der Erde lebt, war Hunger das Grundgefühl, mit dem er erwachte. Er fand Ruhe, wenn er etwas gefunden hatte, das ihn und seine Lieben für dieses Mal und vielleicht noch für ein paar weitere Tage sättigte. Seit wir Getreidespeicher und Viehherden haben, ist der Hunger kein alltäglicher Gast mehr, wohl aber die Unruhe, es könnte verloren gehen, was wir erworben haben. So ist zur animalischen Angst vor dem Raubtier und der Schlange eine neue Angst gekommen: vor dem Verlust von Besitz. Sie hat den Hunger ersetzt und strebt nach einem sicheren Ort, oft ohne ihn zu finden.

Sich mit den unsterblichen Göttern zu verbinden und sie zu ehren oder etwas Beständiges zu schaffen, das dem flüchtigen Leben Halt gibt, sind frühe Motive künstlerischen Schaffens. Für das eigene Ich ein Stück Unsterblichkeit zu sichern, kommt hinzu, seitdem Künstler ihre Werke mit ihrem Namen signieren und sich in ihnen selbst verwirklichen. Die Motive, Kunst zu machen, wurzeln in der menschlichen Ruhelosigkeit, der Angst vor dem Verlust der Sicherheit und des Lebens, die sich parallel zu unserer Entfernung vom Animalischen entwickelt haben.

„Das Werk wuchs. Es wurde zwar nicht gut, aber es wurde fertig. Und siehe da: als es fertig war, war es auch gut.“ So beschreibt Thomas Mann in seiner Schiller-Novelle *Schwere Stunde* den Punkt, in dem sein Schöpfer zur Ruhe kommt. Sicher dachte er an den Satz im ersten Buch Genesis: „Gott sah alles an, was er gemacht hatte: Und siehe, es war sehr gut“ (1.Mose 1,31).

Wer in der Sixtina steht und sich von der Schönheit von Michelangelos Kunst überwältigen lässt, findet Ruhe in der Annäherung an etwas, das es schon lange vor ihm gab und hoffentlich noch lange nach ihm geben wird. Die Ruhe, die wir in der Betrachtung von Kunstwerken finden, hat damit zu tun, dass wir uns mit etwas verbinden, das größer ist als das eigene Ich und doch Menschenwerk. Wir können uns in dessen Form und Geschichte vertiefen – es ist, als ob eine unsichtbare Hand nach uns fasst und uns mitnimmt zu unentdeckten Orten und Zeiten.

Es gibt aber noch eine zweite Form von Ruhe in der Kunst: Es ist die Ruhe, die der Künstler selber darin findet, schöpferisch zu sein und sich Schritt für Schritt der Idee anzunähern, die in ihm entstanden ist und die nun zu etwas wird, das außerhalb von ihm Bestand hat. Über Michelangelo erzählt sein Zeitgenosse Giorgio Vasari, dass er, anders als andere Bildhauer, die mühevollen Arbeit mit Hammer und Meißel nicht von Gesellen erledigen ließ, sondern bei der praktischen Ausübung seines bildhauerischen Handwerks Trost in trüben Stimmungen fand, wie sie ihn nicht selten plagten. Damit er auch nach Sonnenuntergang mit der liebgewordenen Arbeit fortfahren konnte, schenken ihm seine Schüler einen Hut aus festem Papier mit Vorrichtungen für Kerzen – eine Art Stirnlampe des 16. Jahrhunderts. Michelangelo wurde 88 Jahre alt und tat bis zuletzt, was er unter Bildhauerei verstand: Eine Idee aus der Materie zu befreien.



Ein letztes Zeugnis dieses Strebens ist seine unvollendet gebliebene *Pietà Rondanini*, an der er noch in der Woche vor seinem Tod gearbeitet hat und die in ihrer Modernität fast schon an Rodin erinnert (Abb. 2).

Heutzutage kennt man zahlreiche Techniken, um Ruhe zu finden: Hypnose, autogenes Training, Yoga oder Meditation in der Tradition des Buddhismus (Abb. 3). Man kann den Anleitungen folgen, sich einen Lehrer suchen und wird auch Ergebnisse erzielen. Aber es ist ähnlich wie beim Musizieren: Lehrer sind wichtig, Noten sollte man lesen können, den Ausschlag aber gibt die Freude am Üben.

Viele Kinder lernen ein Instrument den Eltern oder dem Lehrer zuliebe. Die meisten geben auf, sobald die Ermunterung von außen schwindet. Nur wer beginnt, die Übung selbst zu lieben, wird die Freude am Musizieren nicht nur erhalten, sondern steigern. Auch sich zu beruhigen, mag erst einmal eine Technik sein, kann aber zur Kunst werden und darüber erreichen, was keine Technik vermag. In manchen Lehren der Meditation wird dieser Zustand „Erleuchtung“ genannt. Er ist aber kein Ziel, sondern ein Weg, der im Gehen entsteht.

- 1 Michelangelo **Die Erschaffung Adams** 1511. Fresko, 230 x 480 cm. Sixtinische Kapelle, Rom.
© Wikimedia Commons
- 2 Michelangelo **Pietà Rondanini (unvollendet)** 1564. Marmor, 195 cm. Museo d'arte antica, Mailand.
© Wikimedia Commons
- 3 **Buddha Dordenma Statue** 2006/2015. Bronze, 54 m hoch. Kuenselphodrang, Thimphu, Bhutan.
© Wikimedia Commons

INFO

Wolfgang Schmidbauer arbeitet als Psychoanalytiker und Autor in München. Sein jüngstes Buch *Die Erstgeborenen. Wie sie ihre Kindheit den Geschwistern opfern* erschien 2024 im Bonifatius-Verlag.